Programm

des

Herzoglichen Gymnasiums

zu

Wolfenbüttel

für das Schuljahr

von Ostern 1886 bis Ostern 1887.

REALGYMNASIUM DÜSSELDORF BIBLIOTHEK

Inhalt:

Kaiser Napoleon III. Eine Sedanrede. Vom Gymnasiallehrer A. Kullmann.

Wolfenbüttel.
Druck von E. Th. Bindseil Nachfolger.
1887.

1887. Progr. No. 645a.

9W0
2
(1887)

1304,126

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Kaiser Napoleon III.

Eine Sedanrede (1886).

Hochverehrtes Collegium, liebe Schüler!

Von den Wänden, die uns hier umschliessen, blicken bedeutungsvoll eine Anzahl der erhabensten Führer im Reiche der Gedanken, in bunter Mannigfaltigkeit Griechen, Römer, Franzosen, Italiener, Engländer und Deutsche, und weihen diesen Raum und diese Stunde durch ihre stille Gegenwart. Sie thronen an dieser Stätte der Jugenderziehung als hehre Vorbilder sittlicher Kraft und geistigen Vermögens, als Vertreter jener Ideale, an denen die Schule um so treuer festhalten muss, je weiter sich unsere Zeit im Lärm des Tages, in der Hast des Erwerbes, von ihnen zu entfernen droht. Aber in dieser Vereinigung der Bildnisse bevorzugter Geister, die den verschiedensten Nationen angehören, liegt zugleich ein symbolischer Hinweis, dass Kunst und Wissenschaft keine geographischen Grenzmarken und keinen nationalen Sondergeist anerkennen, sondern, wie sie in sich und unter sich eng verbunden sind, so alle Völker und alle Zeiten in idealer Gemeinschaft umfassen. Welch' herrliches Bild des gemeinsamen, auf die höchsten menschlichen Ziele gerichteten Strebens! Welch' edler Bund, der sich die Aufgabe gestellt hat, die Menschheit von Jahrhundert zu Jahrhundert der Vollkommenheit näher zu führen! Allein vergleichen wir mit diesem aufopfernden und selbstlosen Ringen nach Wahrheit und Schönheit die Thatsachen der Weltgeschichte, so wird uns die Freude an jenem Bilde beglückender Gemeinsamkeit wesentlich verkümmert. Die Weltgeschichte zeigt uns den Menschen im wilden Kampfe um reale Güter, in seiner Berechnung, in seiner Leidenschaft, und wenn er hier je einmal einem höheren Zuge des Herzens folgt, so verquickt er ihn bald mit seinem Interesse. Die Politik ist das Gebiet der Gegensätze, der feindlichen Heerlager, des Kampfes auf Leben und Tod; sie veranlasste jene historisch gewordene Formel, die im Altertum auf zwei gegenüberliegenden Flächen eines alten, auf dem Isthmus aufgestellten Wegsteins zu lesen war: „Hier ist Peloponnes und nicht ionisches Land", und „Hier ist ionisches Land und nicht Peloponnes", die im Mittelalter lautete: „Hie Welf, hie Waibling", und in unserer Zeit wiedertönt in der Losung: „Hier germanisch, hier romanisch, hier slavisch". Wir erneuern heute das Andenken an jene Zeit, wo die Fehdelust unserer westlichen Nachbarn jenen Gegensatz zwischen germanischem und romanischem Wesen zu erbittertem Kampfe steigerte. Der Tag von Sedan, der heute wiedergekehrt ist, bietet uns das grossartige, in der Geschichte unseres Vaterlands einzige Schauspiel, dass ein gefürchteter auswärtiger Feind demütig und gebrochen der geeinten deutschen Waffenbrüderschaft sein Schicksal überantwortet. Jener Gegensatz verkörperte sich endlich in den beiden Fürsten, die am 2. September im Schlosse Bellevue bei Donchéry einander gegenübertraten; der eine ein

Hohenzoller, der zu den unvergänglichen Lorbeern einer langen Ahnenreihe getrost die eigenen fügen durfte, ein ehrfurchtgebietender 73jähriger Greis, dessen edler Sinn sich entwickelte unter der Pflege und dem Vorbilde einer hochherzigen Mutter, dessen innere Natur erstarkte in der Umgebung nationalen Unglücks, dessen Herrschertugenden sich entfalteten unter der Feuerprobe eines bewegten Lebens; und der andere ein Napoleonide, ein verwegener Abenteurer, der seine Ansprüche auf die Herrschaft mit den Thaten seines grossen Oheims begründete, ein blutbefleckter, arglistiger Emporkömmling, dessen Weg zum Kaiserthrone über Tausende von Opfern führte, eine problematische Natur, die ihren hochgesteckten Zielen nicht gewachsen war und sich bald im Dienste einer fatalistischen Idee verbrauchte. Am Tage von Sedan zog das Weltgericht die Summe des Waltens dieser beiden Fürsten, indem es dem ersteren die höchste Staffel irdischer Herrlichkeit, den Kaiserthron, in greifbare Nähe rückte und den letzteren in die Alltäglichkeit zurückstiess, aus der ihn der Zauber eines grossen Namens emporgehoben hatte. Wenn je in einem geschichtlichen Akt die Vergeltung zu den Thaten stimmte, wenn je Lohn und Busse sich regelten nach den Begriffen einer schlichten, bürgerlichen Moral, so war es hier am Beginn einer neuen Aera deutscher Geschichte und am Ausgang des Napoleonischen Dramas. Ich denke mich nicht der Bedeutung des heutigen Tages zu entziehen, wenn ich vom Herkommen abweichend, die allmähliche Vorbereitung dieses Ausgangs durch einen kurzen historischen Rückblick auf das Leben und die Regierung Napoleons III. darlege.

Charles Louis Napoléon Bonaparte wurde geboren am 20. April 1808 im Palais Royal zu Paris als der jüngste der zwei lebenden Söhne des Königs Ludwig von Holland und seiner Gemahlin Hortensia Beauharnais, der Stieftochter Napoleon's I. Als er das Licht der Welt erblickte, lebten seine Eltern, zwei ganz entgegengesetzte Naturen, die nicht sowohl innere Neigung, als das Machtwort des Kaisers verbunden hatte, bereits seit sechs Monaten von einander getrennt. Während sein Vater wegen seiner Gutmütigkeit, seines Mangels an Ehrgeiz und hervorragenden Gaben oft den Zorn und den Spott seines kaiserlichen Bruders über sich ergehen lassen musste, entzückte seine Mutter den letzteren durch ihren Geist, ihre Lebenslust, ihre Liebenswürdigkeit und Schönheit; sie war bis an ihr Lebensende eine begeisterte Verehrerin ihres Stiefvaters, hielt die napoleonischen Ideen heilig und glaubte fest an die Zukunft der Dynastie, während ihr Gemahl sich nach dem zweiten Sturze des Kaiserreichs aus dem politischen Leben zurückzog, poetischer und historischer Schriftstellerei lebte und von den ehrgeizigen Plänen seiner Familie nichts wissen wollte. Die widersprechenden Eigenschaften seiner Eltern vereinigte der junge Prinz in e i n e r Person, indem er mit dem freundlichen und gelassenen Wesen seines Vaters den Ehrgeiz und die fatalistische Zuversicht seiner Mutter verband. Still und harmlos im Umgange mit seinen Gespielen, gefällig gegen Jedermann, konnte der Knabe heftig aufwallen, wenn jemand mit Worten oder Geberden seinen Glauben an die napoleonische Tradition erschüttern wollte. Dabei trat schon frühe jene zähe Willenskraft zu Tage, die an seinen kaiserlichen Oheim erinnert und seinem spätern Leben ein so eigenartiges Gepräge verleiht. „Mein sanfter Starrkopf“ pflegte ihn seine Mutter zu nennen und bezeichnete damit treffend die Gegensätze seines Wesens. Als mit dem Sturz Napoleons I. die Verbannung der Napoleoniden ausgesprochen war, begab er sich mit seiner Mutter nach Genf,

besuchte hierauf das Gymnasium in Augsburg und widmete sich dann auf dem Schlosse Arenenberg im Thurgau unter Anleitung verschiedener Lehrer, zu denen auch der rote Republikaner Lebas gehörte, wissenschaftlichen und militärischen Studien. So war er 23 Jahre alt geworden und strebte nun, angestachelt von seiner ehrgeizigen und von ihm angebeteten Mutter, thatendurstig hinaus in das Leben, um der Welt seine politischen und militärischen Erstlinge zu bieten, die seinen Namen vor der Vergessenheit bewahren sollten. Er mischte sich mit seinem älteren Bruder unter die Aufständischen in der Romagna, fand aber hier nicht die gewünschte Gelegenheit zu grossen Thaten und entkam unter unsäglichen Mühen und Abenteuern nach Frankreich und von hier auf einem Umwege nach der Schweiz, während sein Bruder in Italien an den Masern starb. Nach seiner Rückkehr nach Arenenberg vertiefte er sich in artilleristische und staatswissenschaftliche Studien, welche letzteren ihm durch den Umstand besonders nahe gelegt waren, dass er durch den 1832 erfolgten Tod des Herzogs von Reichstadt, des einzigen Sohnes Napoleons I., das anerkannte Haupt der napoleonischen Dynastie geworden war. Um diese dynastischen Interessen eifriger wahrnehmen zu können, siedelte er nach Baden-Baden über und knüpfte von hier Beziehungen zur Strassburger Garnison, die das Attentat zum Sturz der bereits unpopulär gewordenen Julimonarchie vorbereiteten. Der Handstreich misslang indes und zog dem Prinzen die Deportation nach Amerika zu, von wo er nach etwa $^3/_4$ jährigem Aufenthalte an das Sterbelager seiner Mutter eilte, um dann nach England überzusetzen. Hier zeigte er sich bald in den glänzenden Zirkeln der Londoner Aristokratie, die ihn mit Auszeichnung behandelte, bald beteiligte er sich an den geselligen Verbindungen von politischen Flüchtlingen und Abenteurern, vergeudete sein Vermögen in den kostspieligen Zerstreuungen des englischen Sportslebens und brütete dann wieder unablässig über neuen Unternehmungen, die seine ehrgeizigen Pläne fördern könnten, oder über politischen Theorieen, die ihn dem französischen Volke empfehlen sollten. Die Ergebnisse dieser letzteren Meditationen stellte er in der 1839 veröffentlichten Broschüre: „Des Idées Napoléoniennes“ zusammen, jenem politischen Katechismus, der ebensosehr der Verherrlichung seines grossen Oheims gewidmet war, wie er mit staunenswerter Offenheit die Grundzüge der später zu befolgenden inneren und äussern Politik darlegte. Hiernach charakterisirt sich das Programm der inneren Politik als ein Gemisch von Gewaltherrschaft und Freiheit, von Despotismus und Volkssouveränetät, dasjenige der äussern als ein revolutionäres System zur Umgestaltung Europas, beide in ihrer doktrinären Fassung und ihrem Phrasenschimmer auf die politische Unselbstständigkeit, Leichtgläubigkeit und Eitelkeit des französischen Volkes berechnet. Auf dieses Programm gestützt und gleichzeitig durch die glänzende Feier ermutigt, die der König Louis Philipp selbst bei der Ueberführung der Leiche Napoleons I. von St. Helena nach Frankreich angeordnet hatte, unternahm der Prinz in theatralischem Aufzuge mit 53 Anhängern das Attentat von Boulogne, das noch kläglicher verlief als das Strassburger und ihm den Fluch der Lächerlichkeit zuzog. Diesmal entledigte man sich seiner indess nicht durch blosse Verbannung, sondern verurteilte ihn zu lebenslänglicher Haft in der Festung Ham. Nach 5 jährigem Aufenthalte entkam er von hier unter der Maske eines Maurers und ging nach England, wo er mit gespannter Aufmerksamkeit die Entwickelung der Dinge in Frankreich verfolgte. Hier hatte das ruhmlose und schwankende Bürgerkönigtum Louis

Philippe's die Zahl der Missvergnügten vermehrt; eine schwächliche Vertretung nach aussen, eine eigennützige und demoralisierende innere Politik brachten die Regierung um Ansehn und Vertrauen und riefen eine allgemeine Gährung hervor, welche zur Februarrevolution von 1848 führte. Auf die Nachricht vom Ausbruch der Unruhen eilte der Prinz sofort nach Paris, um der provisorischen Regierung seine Dienste anzubieten, die man jedoch mit dem Bemerken ablehnte, dass seine Anwesenheit hier nicht erwünscht sei. Mit der Miene des hochherzigen Patrioten, der seinem Vaterlande keine Schwierigkeiten zu bereiten gewillt sei, verliess er Frankreich, lehnte zunächst seine Wahl zur Nationalversammlung ab, erschien aber schliesslich im September als Deputierter für fünf Departements. Hier tagte der Mann mit dem grossen Namen, der Erbe einer glänzenden Vergangenheit, dessen unscheinbares Aeussere, dessen müdes, halberloschenes Auge, dessen jugendliche Irrfahrten, dessen sparsame und wenig erfolgreiche Beredsamkeit auf keiner Seite des Hauses hohe Vorstellungen von seiner geistigen Begabung erweckten. Indes wenn auch sein Auftreten nur eine oberflächliche Neugierde befriedigte, er behielt klar sein Ziel vor Augen, spielte die Rolle des Republikaners mit grossem Takt, hörte viel und sagte wenig, aber im gegebenen Falle wusste er die Schlagworte der damaligen französischen Politik, Humanität, Religiosität, Liberalismus und soziale Reformen mit solchem Geschick zu handhaben, dass er schliesslich mit der überwältigenden Majorität von 5½ Million Stimmen den General Cavaignac, die erste politische Persönlichkeit des damaligen Frankreich, aus dem Felde schlug und zum Präsidenten der Republik auf 4 Jahre gewählt wurde. Dass man mit dieser Wahl zu der napoleonischen Tradition zurückkehrte, erklärte sich ebenso natürlich aus der Misswirtschaft des Julikönigtums wie aus dem Mangel an einer imponierenden und über den Parteien ragenden Persönlichkeit. Der Name „Napoleon“ empfahl sich schon durch seinen Nimbus, und wenn der jetzige Hauptträger desselben auch noch keine Heldenthaten vollbracht hatte, so übte er doch auf bedeutende Bruchtheile der Bevölkerung eine gewisse Autorität, die er durch den Inhalt und die Form seines politischen Programms noch zu steigern wusste. Unzweifelhaft hatten sich diejenigen seiner Wähler in ihm geirrt, welche in ihm ein ungefährliches oder gar gefälliges Werkzeug ihrer Sonderbestrebungen erblickten; er besass einen zu gesunden und nüchternen Verstand, um nicht das Parteitreiben und die Haltlosigkeit der politischen Verhältnisse zu durchschauen, er war zu ehrgeizig, um nicht die gewonnene Stellung auf das Rücksichtsloseste auszubeuten. Was galt ihm der Eid, den er auf die Verfassung leistete, wenn derselbe sich seiner Zukunft in den Weg stellte? Wenn er diesen Eid brach, so mochte man dafür diejenigen verantwortlich machen, die ihm denselben auferlegten, nicht ihn, der vermöge innerer Berufung die Präsidentenwürde nur als Vorstufe zum Kaiserthron ansehn musste. Mit dieser Dialektik verscheuchte er jeden Gewissensskrupel, wusste durch diplomatische Schachzüge die Nationalversammlung im Lande zu diskreditieren, die Parteien zu zersetzen und vollführte mit Hülfe des zu ihm stehenden Heeres und eines ergebenen Beamtentums den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851, mit dem er seine Wiederwahl zum Präsidenten, und zwar diesmal auf 10 Jahre, durchsetzte, jenen Gewaltakt, an dessen Schrecken selbst die Sullanischen Proskriptionen nicht hinanreichen. Viele Tausende von Menschen, Kämpfer und Zuschauer, Männer und Weiber, Greise und Kinder, wurden erbarmungslos in den Strassen niedergeschossen, über 26,000

innerhalb weniger Wochen über den Ozean deportiert, und zur Weihe dieses Frevels ertönte auf Anordnung des Erzbischofs von Paris am 30. Dezember in der Kathedrale von Notre Dame das Domine, fac salvum Napoleonem, dem bald darauf der Segenswunsch des Papstes folgte. Frankreich lag ohnmächtig zu den Füssen des Mannes, der noch vor wenigen Jahren in der öffentlichen Schätzung eine unbedeutende Figur war und nun auf einmal die Nachtseite seines Innern mit vernichtender Gewalt nach aussen kehrte. Vom Staatsstreich bis zum Kaiserthron war nur eine kurze Strecke, die der Prinzpräsident in der bequemen Frist eines Jahres auf allseitig geebnetem Wege zurücklegte. Das war das Kaiserreich, das mit der Lüge: „L'empire c'est la paix" begann und mit der Lüge: Nayant pas pu mourir à la tête de mon armée" endigte.

Wenn man nur die historischen Fakta aus der Regierung Napoleons III. betrachtet, so wird man geneigt sein, ihn einem Tiberius, Nero, Richard III., jenen historischen Typen menschlicher Grausamkeit und Unnatur, beizugesellen, und doch würde diese Gegenüberstellung nur der einen Seite dieses Mannes genugthun, während die andere echt menschlicher Regungen fähig ist. Louis Napoleon ist einer jener seltenen gemischten Charaktere, die infolge eines unseligen Verhängnisses beide Pole des Sittengesetzes in sich vereinigen und dadurch zu tragischen Naturen werden. Durch das ruhmvolle Vermächtniss seines Oheims wird in die Seele des ursprünglich weichen und gemütvollen Neffen frühzeitig der Keim eines dämonischen Ehrgeizes gesenkt, der unter der Pflege seiner Mutter tiefe Wurzeln schlägt, bis er schliesslich seine sittliche Natur überwuchert und dieselbe aus allen Fugen treibt. Die napoleonische Tradition jagt ihn ruhelos von einem Lande zum andern und verschlägt ihn in die Gesellschaft verwerflicher Kreaturen, die ihr Geschick an das seinige knüpfen, weil sie dabei wenig verlieren, aber viel gewinnen können, sie macht ihn zum Verschwörer, zum Hochverräter und flösst ihm jene Phrasen ein, mit denen er die leichtgläubige Menge bethört, jene gleissnerischen Versprechungen, die er nicht halten kann oder nie zu halten gedenkt, sie entstellt ihn schliesslich zum Tiger, der das Opfer, das er so lange arglistig belauert hat, erbarmungslos zerreisst. Hier überall eine Steigerung von der Schwäche zum Laster, vom Laster zum Verbrechen. Denn „das ist der Fluch der bösen That, dass sie fortzeugend Böses muss gebären." Und dabei fehlt es wieder nicht an Zügen, welche beweisen, dass ausserhalb des Kreises der napoleonischen Idee noch die Herzensgüte des Knaben in dem Manne fortlebt, der stille Sinn für Familienfreuden, Empfänglichkeit für menschliches Elend, nicht an Beispielen gewinnender Liebenswürdigkeit, Dankbarkeit und zartsinniger Aufmerksamkeit. Bezeichnet ihn doch ein Menschenkenner, wie der deutsche Reichskanzler wiederholt als eine sentimentale Natur. Diesem Dualismus seines sittlichen Wesens entspricht das Missverhältnis in seinem Wollen nnd Können. Der Neffe hatte vergessen, dass es zur Uebernahme des Erbes seines Oheims auch des napoleonischen Genies bedurfte, das sich mit überraschender Schlagfertigkeit überall zum Herrn der Situation zu machen wusste, des stürmenden Mutes, der unwiderstehlichen, elementaren Gewalt, die triumphierend durch alle Schranken hindurchbrach. Er selbst war weder Feldherr noch Mann der That, als Politiker ein Grübler, ein Verehrer der Formel, ein methodischer Kopf, und doch im Einzelnen wieder unberechenbar in seinen Entschlüssen, da eine augenblickliche Laune oft den Sieg über das Ergebniss politischer Berechnung da-

vontrug. In diesem fortgesetzten Streben, es seinem gewaltigen Vorbilde gleichzuthun, suchte er sich zu überbieten, über seine Natur hinauszuwachsen, trotzdem ihm seine Misserfolge oft fühlbar machten, dass seinen Fähigkeiten engere Schranken gezogen seien. So schwankt er durch das Leben wie jener Shakespear'sche Hamlet mit dem Bewusstsein, dass ihm eine hohe Aufgabe auferlegt ist, zu deren Erfüllung aber seine Kräfte nicht ausreichen. Wie dieses Bewusstsein den gemütvollen dänischen Königssohn aus einer Laune in die andere, aus dem Gram in die Verbitterung, von da in das Verbrechen und weiter in einen verzweifelten Kampf auf Leben und Tod treibt, so verwickelt den unseligen Erben der napoleonischen Idee die Aufgabe, das Andenken seines Oheims zu rächen und dessen politisches Testament zu vollstrecken, in ein Gewirr von Leidenschaften, Missethaten und Misserfolgen, aus dem ihn schliesslich ein entscheidender Kampf erlösen soll. Allein die Tragik des Shakespear'schen Helden fordert ihre Opfer nur im engen Kreise der Familie und des Hofes und endet innerhalb der vier Wände einer Schlosshalle, während der napoleonische Dämon über seine Umgebung hinausstrebt, ein ganzes Land zum Schauplatz seines Treibens wählt und ein ganzes Volk in sein Verhängnis hineinzieht. Mit der Thronbesteigung Napoleons beginnt jenes machiavellistische Regierungssystem, dem Frankreich nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck war, jene egoistische Politik eines Parvenüs, dessen Ehrgeiz dem Lande immer höhere Opfer an Menschenblut und Geld abfordert. Was konnte er auch für dieses Land fühlen, dass er vierzig Jahre lang nur flüchtig hatte berühren oder durch die vergitterten Fenster seiner Haftzelle hatte schauen dürfen? Was konnte ihn mit diesem Volke verbinden, das ihn zu so langjährigem Exil verurteilt hatte, dessen Blut ja nur von mütterlicher Seite in seinen Adern floss? Als man diesen Mann einst als schlichten Volksvertreter wieder in das Land hereinrief, würdigte man in ihm vielleicht den künftigen politischen Faktor, aber man verkannte in seinem Charakter das psychologische Produkt widerspruchsvoller und widernatürlicher Verhältnisse, die auf seine Zukunft um so verderblicher weiterwirken mussten, je massgebender sie für die Gestaltung seiner Vergangenheit gewesen waren. Von Geburt halb Korse und halb Franzose, das heisst der Angehörige zweier Nationen, die sich hassten, der Spross geschiedener Eltern, ein unzulänglicher Geist mit hochfliegenden Plänen, ein heimatloser Schwärmer, an dessen Erziehung und Entwickelung fünf verschiedene Nationen Anteil hatten, und zum Schluss Beherrscher des Landes, das ihn über ein Menschenalter von sich abgewehrt und verleugnet hatte, das sind Komplikationen, die an sich Einheit und Konsequenz der Charakterbildung ausschliessen, aber in der Region des Thrones ausserdem allerhand Launen und kosmopolitische Gelüste erzeugen, die ein Land gefährlichen Experimenten aussetzen. Diese Gesichtspunkte erklären das Bewegliche und Buntscheckige im Charakter Napoleons III., das in der Praxis die rastlose Projektenmacherei und eine in allen Farben schillernde Diplomatenkunst zur Folge hatte.

Seine innere Politik galt zunächst der Befestigung seines Thrones; sie war, wie er 1839 vorausgesagt hatte, despotisch in der Verfassung, dagegen demokratisch in der Verwaltung. Sie vernichtete jede Freiheit, leitete durch ein geeignetes Beamtentum die Wahlen des allgemeinen Stimmrechts und erdrückte jede Auflehnung mit Gewalt. Durch diese vollständige Unfreiheit wollte er das Volk zur politischen Freiheit erziehn, die, wie

er verheissen hatte, das Gebäude seiner innern Politik krönen und abschliessen sollte. Nur dass Despotismus und Freiheit zwei Extreme sind, die bei unvermittelter Aufeinanderfolge das Gleichgewicht der menschlichen Natur stören und zum Widerstande auf der einen, zur Ausschreitung auf der andern Seite herausfordern müssen. So hat er es erleben müssen, dass seine freiheitlichen Konzessionen der spätern Regierungsjahre eine heftige Opposition entfesselten, die rückhaltlos alle Schäden seines Systems aufdeckte und ihm alle seine Sünden mit südlicher Leidenschaft ins Gesicht schleuderte. Dazu kam, dass dieser Absolutismus jeden unabhängigen Charakter von der öffentlichen Wirksamkeit abdrängte, jeden Gemeinsinn erstickte und alle idealen Güter des Lebens der Selbstsucht und Genusssucht opferte. Bestechlichkeit und sittliche Korruption drangen bis in die höchsten Schichten, Verschwendung und Unterschleif untergrub die Finanzen, die trotz des wachsenden Reichthums der Bevölkerung nie ins rechte Gleichgewicht gelangten. Allerdings kann man für diese Missstände nicht den Kaiser unmittelbar verantwortlich machen; allein sie mussten sich entwickeln unter dem System eines Oberhauptes, das von Anbeginn an die gewissenlosesten Kreaturen, die Morny, Maupas, St. Arnaud, angeworben hatte, um auf den Thron zu gelangen, und nun zu gutmütig und dankbar war, um diese Helfershelfer nach geleistetem Dienste zu entlassen. Bei weitem segensreicher war die Wirksamkeit des Kaisers in der demokratischen Verwaltung. Hier hatte er eine Anzahl von Errungenschaften zu verzeichnen, die unter dem Parteihader des Julikönigtums ganz unmöglich gewesen wären. Er veranlasste die Herstellung von Vizinalstrassen, den Ausbau des Eisenbahnsystems, die Eröffnung einer Freihandelspolitik und schuf ausserdem noch eine beträchtliche Menge anderer Einrichtungen, die an seine Regierung im besten Sinne erinnern. Dabei wurde die Pflege geistiger Interessen nicht vernachlässigt, wie eine ganze Anzahl wissenschaftlicher Expeditionen und eine lange Reihe gelehrter Untersuchungen beweisen.

Wenn er selbst seine Autorgaben zu einer Darstellung des Lebens Julius Cäsars verwendet und im Lande Reisen zur Anstellung von Lokalstudien unternimmt, so zeugt das gewiss von um so anerkennenswerterem wissenschaftlichem Interesse, als eine intensivere Bethätigung des letzteren sich gewöhnlich schwer mit der Erledigung von Regierungsgeschäften vereinigen lässt. Aber auch auf diesem Gebiet ist der Neffe nur der Nachahmer des Oheims, der noch auf St. Helena dem Grafen Marchand die Kriegszüge Cäsars in die Feder diktierte, auch in diesen Gegenstand trägt er die napoleonische Tendenz hinein, wenn er im Vorwort zu obigem Werke Cäsar und Napoleon I. auf gleiche Stufe stellt, beide als gleiche Emanationen zweier verschiedener historischer Zeitalter ansieht und so die Sache des genialen Römers zu seiner eigenen macht. Sonach ist diese schriftstellerische Leistung ein gut Stück innere Politik, die sich unfehlbar geberdete, weil sie eine grosse historische Vergangenheit für sich zu haben meinte. Jedoch auf diese innere Thätigkeit konnte sich der Imperator unmöglich beschränken, wenn er seiner Mission, sowie den Forderungen des französischen Nationalcharakters und seiner eigenen inneren Anlage genügen wollte. Alle diese drei Faktoren verlangten auswärtige Erfolge, wenn die napoleonische Idee nicht eine blosse Theorie bleiben, sein Thron nicht einer revolutionären Laune seines Volkes zum Opfer fallen und er selbst an seiner Natur nicht irre werden sollte. Der Parvenü vom 2. Dezember befand sich bei seiner Thronbesteigung einer

schwierigen europäischen Konstellation gegenüber. Zwar hatten ihn alle auswärtigen Mächte als den Ueberwinder des Sozialismus, als den Retter der Gesellschaft beglückwünscht, zwar hatten ihm die Souveräne mit einziger Ausnahme des Zaren Nikolaus den fürstlichen Brudertitel zugestanden, aber seine Werbungen um eine legitime Prinzessin begegneten einer sehr kühlen Aufnahme, die feierliche Sanktion des neuen Kaisertums durch den Papst blieb ihm versagt, und vor ihm starrte als düstere Erinnerung an das Jahr 1815 die heilige Allianz, die ihn mit Misstrauen beobachtete und zunächst jede politische Bewegung hemmte. Dieses Fürstenbündniss musste gelöst werden, wenn er Aktionsfreiheit und Einfluss auf den Gang der europäischen Politik gewinnen wollte. Die ersehnte Gelegenheit hierzu bot sich beim Ausbruch des Krimkriegs, der den unbesonnen vorwärtsstürmenden Zaren Nikolaus von seinen Verbündeten, Oesterreich und Preussen, trennte und ein Bündnis der Westmächte Frankreich und England mit der Türkei in's Leben rief, dem später auch Italien beitrat. Zwar waren die militärischen Erfolge dieses Unternehmens auf beiden Seiten ohne Tragweite, auch interessierten den Kaiser die einzelnen Artikel des Pariser Friedens herzlich wenig, dagegen fühlte er sich innerlich gehoben über die von seinen Truppen bewiesene Ueberlegenheit im Felde und, was die Hauptsache war, er genoss den diplomatischen Triumph, die Allianz gesprengt, Oesterreich isoliert zu haben und auf einmal in den Mittelpunkt der europäischen Politlk versetzt zu sein. In dieser Stellung umworben von den Hauptvertragsmächten der zu Grabe getragenen Allianz und belebt von dem Bewusstsein, in dem europäischen Konzert ein unentbehrlicher, ja massgebender Faktor geworden zu sein, konnte er nunmehr seine Lieblingspläne betreiben, die aller Welt den demokratischen Charakter seiner Herrschaft kundgeben sollten. Hatte man durch die Verweigerung der Hand einer Prinzessin von Geblüt seine Ebenbürtigkeit in Zweifel gezogen, so hatte er durch die Vermählung mit der Gräfin von Teba Eugenia Montijo, sowie durch unzweideutige Erklärungen zu erkennen gegeben, dass er auf seinen demokratischen Charakter stolz sei und ihm Geltung zu verschaffen gedenke. In diesem Sinne begann er bereits bei den auf den Orientkonflikt folgenden Pariser Friedensverhandlungen sein diplomatisches Spiel mit den Lieblingsbegriffen Humanität und Nationalitätsprinzip, deren Definition lautete auf Befreiung einzelner europäischer Länder von fremden Herrschern, die sich mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker nicht vereinigen liessen. Damit deutete er auf die italienische Frage, die zunächst einer nationalen Lösung harrte. Sein Programm gipfelte in der Beherrschung des romanischen Südens, wenn sich dasselbe verwirklichen sollte, so musste Oesterreich aus Italien vertrieben werden. Es war in der That eine seltsame Humanität, die ein Land von dem einen fremden Herrscher befreien wollte, um es dem Einflusse eines andern fremden preiszugeben, ebenso seltsam wie der Entschädigungsvorschlag, den er Oesterreich machte, es solle seine italienischen Provinzen gegen jene Donaufürstentümer eintauschen, die er zur Wahrung der Integrität der Türkei gegen Russland hatte verteidigen helfen. Indes Recht und Moral waren für ihn unerheblich; er liess Italien zuvor gründlich unterwühlen, verleitete Oesterreich durch seine Diplomatenkünste zu allerlei politischen Fehlern, die dasselbe in den Augen Europas ins Unrecht setzen mussten, und ging dann nach Beendigung seiner Rüstungen direkt auf sein Ziel los. Der italienische Feldzug verschaffte ihm dank der unfähigen österreichischen Heeresleitung

wohlfeile Lorbeeren, allein mitten im Siegeslaufe stockte er und begnügte sich mit den halben Erfolgen des Friedens von Villafranca. Seine Furcht vor der preussischen Intervention, das Bewusstsein seiner strategischen Blössen und seine zarten Nerven hielten ihn von der Verfolgung seiner Siege ab, und so opferte er einer schwachen Stunde das Werk dreijähriger Vorbereitungen. Der schöne Traum der französischen Suprematie über Italien war vernichtet, die Italiener grollten ihm, weil er nur ein Drittel seiner Versprechungen gehalten und ihnen statt eines Einheitsstaates das kümmerliche Machwerk eines Staatenbundes bot, dessen Vorsitzender der Papst und dessen Mitglied immer noch das verhasste Oesterreich war. Allein die nationalen Leidenschaften waren nun einmal entfesselt und erzwangen sich zwei Jahre später ohne Mitwirken des Kaisers ein Königreich Italien unter Viktor Emanuel. Das waren die Folgen seiner widerspruchsvollen Politik, welche die Garantie des päpstlichen Territoriums und den Schutz der italienischen Einheitsbestrebungen in einem Atem aussprach. Der Friede von Paris bezeichnete den Höhepunkt der kaiserlichen Machtstellung, und schon jetzt war sie im Niedergange begriffen. Als er in Europa überall Unzufriedenheit, Misstrauen und Feindseligkeit begegnete, wandte er sich, ganz entsprechend seinem weltbürgerlichen Ideengange, nach andern Erdteilen. In Gemeinschaft mit England entsandte er eine erfolgreiche Expedition nach China, legte eine Armee nach Syrien zum Schutz der dortigen Christen und liess sich endlich in das mexikanische Unternehmen ein, das eine Regeneration der dortigen romanischen Race herbeiführen, Frankreich neue Handelsbeziehungen eröffnen und seine Colonialmacht erweitern sollte. Der Plan war grossartig gedacht, aber er basierte auf der Voraussetzung, dass die Republik der Vereinigten Staaten entweder durch den amerikanischen Bürgerkrieg selbst oder doch durch England vernichtet werden sollte, einer Voraussetzung, die sich irrig erwies und seiner Regierung verderblich wurde. Inzwischen begnügte er sich nicht mit diesem einen Projekt, sondern verfolgte mit gewohnter diplomatischer Vielgeschäftigkeit die römische, die polnische und die dänisch-deutsche Frage. Alles Drängen seiner Umgebung konnte ihn jedoch nicht bewegen, aus seiner abwartenden Stellung herauszutreten, als die beiden Verbündeten die Herzogtümer Schleswig und Holstein wegnahmen; er sah mit heimlicher Schadenfreude in diesem Bündnis bereits die Keime künftigen Zwiespalts, der ihm die Erfolge des italienischen Feldzugs ergänzen helfen sollte. Diese Berechnung war zutreffend, nur fehlte er in der Annahme, dass Preussen unterliegen und die schliessliche Ohnmacht der beiden Gegner eine bequeme und vortheilhafte Intervention versprechen würde. Als Preussen innerhalb weniger Wochen als Sieger aus dem Kampfe hervorging, war Napoleon nicht gerüstet und musste die Bildung des norddeutschen Bundes ruhig geschehen lassen. Er durfte sich indes nicht beklagen, da Preussen 1866 nur das ausgeführt hatte, was er ihm, allerdings in eigennütziger Absicht, in den Jahren 1851, 1859, 1864 immer und immer wieder angeraten hatte. Jetzt, da er vor die Thatsache einer norddeutschen Constitution gestellt war, verlangte er Landabtretungen auf deutschem Gebiete, und da ihm diese von Bismarck entschieden verweigert wurden, wenigstens Preussens Beihülfe bei der Annexion Belgiens und Luxemburgs. Seine ganze Errungenschaft bei diesem Handel bestand schliesslich in dem Abzug der preussischen Besatzung aus der Festung Luxemburg und der Neutralisation des Grossherzogtums. Es war ein kläglicher Contrast zwischen

diesen endlosen politischen Kombinationen und der völligen Impotenz seines Handelns, für die jenes Wort: „Herr von Bismarck hat mich düpiert, ein Kaiser der Franzosen darf sich nicht düpieren lassen“, nur zu charakteristisch ist. So häufte sich Niederlage auf Niederlage in seiner auswärtigen Politik, die von beunruhigenden Symptomen in seinem Lande begleitet wurde. Die Republikaner verwiesen mit schadenfrohem Hasse auf die Erfolge von Sadowa, die klerikale Partei hetzte gegen das protestantische Oberhaupt in Deutschland, die Notlage der Finanzen beunruhigte alle Gemüter. Unter dem Druck dieser Umstände drängte der Hof den Kaiser zum entscheidenden Schritte gegen Deutschland. Allein er war gealtert und durch seine anhaltenden Misserfolge gebrochen, er brütete vor sich hin, tastete unsicher von einem Plane zum andern und war nicht Herr seiner Entschliessungen mehr. So wurde er durch den verhängnisvollen Eifer der von seiner Gemahlin geleiteten Hofpartei in den Krieg getrieben, vor dem er immer zurückgebebt war und zu dem er infolge der Unfähigkeit seines Kriegsministers nicht vorbereitet genug war. Jeder Deutsche kennt den verräterischen Vorwand zu diesem Feldzuge, der dem Cäsarentum bei Sedan ein jähes Ende bereitete. Hätten ihn mit diesem Lande die zahllosen Herzensbande verknüpft, wie sie das Leben zwischen dem Menschen und seiner Heimat geheimnissvoll webt, so würde er wie jener sagenhafte Riese des Altertums im Fallen durch die Berührung mit der Muttererde neue Kraft gewonnen haben, aber er war ja nur ein Fremdling, der Frankreich wohl zum Tummelplatz seiner Leidenschaft machen konnte, dessen Heroismus aber nicht über die Auslieferung seines Degens und eine briefliche Phrase hinausging. Als der gedemütigte Imperator nach beendeter Unterhandlung mit dem König von Preussen aus dem Schlosse Bellevue heraustrat, hatte er geweint. Floss diese Thräne dem Elend seiner Unterthanen, galt sie der Zukunft seiner Dynastie, oder war sie das späte Zeugnis einer vernichtenden Selbstkritik? Der Tod hat seinem unsteten und unseligen Leben am 9. Januar 1873 auf englischem Boden ein Ende gemacht. An seinem Sarge stand ein Sohn, den der ererbte abenteuerliche Hang sechs Jahre später in sein Verhängniss trieb, eine Wittwe, die noch heute ruhelos von Land zu Lande irrt, und der Genius Frankreichs, der den Abgeschiedenen und seinen Stamm verfluchte. Uns aber leitet eine natürliche Gedankenverknüpfung von dieser düsteren Gruppe hinweg zu dem strahlenden Denkmal auf dem Niederwald, jenem ehernen Zeugniss deutscher Einigkeit und deutscher Macht. Möge das deutsche Vaterland, wie es siegreich und neugestärkt aus dem Kampfe gegen den fränkischen Friedensstörer hervorgegangen ist, dauern und blühn, damit es seine weltgeschichtliche Mission im Sinne des Friedens und der Humanität erfüllen kann. Euch aber, Ihr Jünglinge und Knaben, sei es eine heilige Pflicht, die Errungenschaft jener schweren Tage dereinst als wackere deutsche Männer zu schützen und zu verteidigen, und so stimmt denn zur Bekräftigung Eures Willens ein in den Ruf, der alle patriotischen Deutschen vereint: Unser erhabener Schirmherr, Seine Majestät der deutsche Kaiser Wilhelm lebe hoch!

diesen endlosen politischen Kombinationen und der völligen Impotenz seines Handelns, für
die jenes Wort: „Herr von iser der Franzosen darf
sich nicht düpieren lassen“, ıfte sich Niederlage auf
Niederlage in seiner auswärt n Symptomen in seinem
Lande begleitet wurde. Die enfrohem Hasse auf die
Erfolge von Sadowa, die kle stantische Oberhaupt in
Deutschland, die Notlage de er. Unter dem Druck
dieser Umstände drängte der Schritte gegen Deutsch-
land. Allein er war gealte isserfolge gebrochen, er
brütete vor sich hin, tastete rn und war nicht Herr
seiner Entschliessungen mehı nisvollen Eifer der von
seiner Gemahlin geleiteten E r dem er immer zurück-
gebebt war und zu dem er i inisters nicht vorbereitet
genug war. Jeder Deutsche zu diesem Feldzuge, der
dem Cäsarentum bei Sedan e mit diesem Lande die
zahllosen Herzensbande verkı m Menschen und seiner
Heimat geheimnissvoll webt, Riese des Altertums im
Fallen durch die Berührung nnen haben, aber er war
ja nur ein Fremdling, der F ner Leidenschaft machen
konnte, dessen Heroismus ab s Degens und eine brief-
liche Phrase hinausging. Al eendeter Unterhandlung
mit dem König von Preusse strat, hatte er geweint.
Floss diese Thräne dem Ele Zukunft seiner Dynastie,
oder war sie das späte Zeu ? Der Tod hat seinem
unsteten und unseligen Leber Boden ein Ende gemacht.
An seinem Sarge stand ein S Hang sechs Jahre später
in sein Verhängniss trieb, ei von Land zu Lande irrt,
und der Genius Frankreichs, Stamm verfluchte. Uns
aber leitet eine natürliche Ge n Gruppe hinweg zu dem
strahlenden Denkmal auf d gniss deutscher Einigkeit
und deutscher Macht. Möge eich und neugestärkt aus
dem Kampfe gegen den frän n ist, dauern und blühn,
damit es seine weltgeschich und der Humanität er-
füllen kann. Euch aber, Ih heilige Pflicht, die Er-
rungenschaft jener schweren Männer zu schützen und
zu verteidigen, und so stimı ens ein in den Ruf, der
alle patriotischen Deutscher ıerr, Seine Majestät der
deutsche Kaiser Wilhelm leb